

14 Vagheit

Das Wort ›vage‹ hat eine alltagssprachliche und eine fachsprachliche Bedeutung. Außerhalb der Wissenschaft wird der Ausdruck in der Regel missbilligend verwendet: Vage Andeutungen, vage Versprechen, vage Ankündigungen sind undeutlich oder nebulös. Ein Sprecher, der sich weniger genau ausdrückt als im jeweiligen Äußerungskontext angemessen oder erwartbar wäre, hat Vorwürfe zu gewärtigen.

Demgegenüber ist ›Vagheit‹ in der Sprachphilosophie und in der Linguistik ein Fachterminus. Vagheit ist eine semantische Eigenschaft sprachlicher Ausdrücke, nämlich, in erster Annäherung, die Eigenschaft, Grenzfälle im Extensionsbereich zuzulassen: Ein vager Ausdruck zieht keine scharfe Grenze zwischen den Gegenständen, auf die er zutrifft, und denjenigen, auf die er nicht zutrifft.

Sehr viele Prädikate der natürlichen Sprache sind in unterschiedlichem Ausmaß vage. Semantische Vagheit ist in den natürlichen Sprachen kein Abweichungsphänomen, sondern der Normalfall. Es ist deshalb wichtig, das *Phänomen* der Vagheit von den *Problemen* zu unterscheiden, die mit ihm tatsächlich oder vermeintlich verbunden sind. Zu den Problemen gehört insbesondere, dass vage Ausdrücke Schlüsse auf absurde Konklusionen zu erlauben scheinen und dass sie die Anwendbarkeit des *Bivalenzprinzips* auf natürliche Sprachen herausfordern, welches besagt, dass jede Aussage entweder wahr oder falsch ist und dass es daneben keine weiteren Wahrheitswerte gibt.

Vagheit ist kein klassisches Thema der Metaphysik, sondern eines der Sprachphilosophie. Zu einem metaphysischen wird es, wenn die Frage aufkommt, ob es neben der Randbereichsunschärfe sprachlicher Ausdrücke auch so etwas wie eine Vagheit in den Dingen selbst gibt: eine Unbestimmtheit, die unabhängig davon besteht, wie Gegenstände sprachlich klassifiziert oder individuiert werden.

Sorites

Der auf den antiken Philosophen Eubulides von Milet zurückgehende Sorites-Schluss (von griech. *sorós*, Haufen) nimmt seinen Ausgang von der Prämisse, dass eine Anzahl n von Sandkörnern, passend angeordnet, einen Haufen bildet. Die Prämisse ist unkontrovers, wenn n groß genug gewählt wird. Die nächste Prämisse lautet: Wenn n Körner einen Haufen bilden, dann bildet die um ein einzelnes Korn vermin-

derte Menge ebenfalls einen Haufen. Auch daran scheint nichts auszusetzen zu sein. Dann aber wird dieser Induktionsschritt so lange wiederholt, bis ›bewiesen‹ ist, dass auch ein einzelnes Sandkorn einen Haufen bildet. Der Schluss funktioniert auch mit anderen Beispielen, etwa mit Farbnamen: Wenn zwischen einer reifen Tomate und einer reifen Zitrone eine lange Reihe von Farbmustern angeordnet wird, deren jedes von seinem jeweiligen Nachbarn nur minimal verschieden ist, lässt sich durch soritisches Schließen ›beweisen‹, dass die Zitrone rot ist – oder die Tomate gelb, wenn man in umgekehrter Richtung schließt.

Beim soritischen Schließen wird der Anwendungsbereich eines Prädikats schrittweise von unkontroversen Fällen über kontroverse Fälle bis hin zur Absurdität ausgedehnt. Es liegt auf der Hand, dass mit solchen Schlüssen etwas nicht stimmt. Da aber verblüffend schwierig anzugeben ist, worin der Fehler bestehen soll, spricht man in der Regel vom *Sorites-Paradox* statt von einem Fehlschluss. Wie kann es sein, dass sich aus wahren Prämissen eine falsche Konklusion ergibt, obwohl an keinem einzelnen Zwischenschritt etwas auszusetzen scheint und es keinen Punkt in der Reihe gibt, an dem die Grenze zur Unzulässigkeit überschritten würde? Das Paradox besteht darin, dass »seemingly impeccable reasoning from seemingly impeccable premises yields a patent falsehood« (Raffman 1994, 42). Nach einer ersten Diagnose (vgl. ebd.) zeigt die Falschheit der Konklusion an, dass die Relation des minimalen Verschiedenseins nicht transitiv ist: Eine Serie minimaler Unterschiede kann sich zu einem gewaltigen Unterschied aufsummieren.

Es liegt nahe, ›Grenzfälle‹ oder ›Grauzonen‹ der Anwendbarkeit von Prädikaten einzuführen und sie von ›klaren Fällen‹ zu unterscheiden. Eine Tomate durchläuft während der Reifung Farbschattierungen, die am Rande des Anwendungsbereichs von ›rot‹ liegen. Leider beseitigt dieser Zug das Abgrenzungsproblem nicht, denn er provoziert eine neue Frage: Welche ist die letzte Farbe in der Reihe, die klarerweise rot ist, welches ist der erste Grenzfall? Auch zwischen klaren Fällen und Grenzfällen gibt es keine scharfe Grenze. Metasprachlich ausgedrückt: der Ausdruck ›Grenzfall‹ ist selbst vage. Man nennt dies das Problem der *höherstufigen Vagheit*.

Eine andere Reaktion findet sich in der angewandten Ethik, wo Sorites-Schlüsse in Form von *Slippery slope*-Argumenten diskutiert werden. Da es auf einem rutschigen Abhang, an dessen Fuß ein moralisch unakzeptables Ergebnis wartet, kein Halten gibt, wird die

Abhilfe darin gesehen, den Abhang gar nicht erst zu betreten. Nun ist aber die erste Prämisse eines Sorites-Schlusses unbestritten wahr und die zweite auch. Sie aus praktischen Gründen abzulehnen ist theoretisch unbefriedigend.

Der Wert der Vagheit

Vor dem Hintergrund des Ideals der exakten und eindeutigen Bezeichnung des jeweils Gemeinten wäre zu erwarten, dass die semantische Vagheit zahlloser Prädikate der natürlichen Sprachen die sprachliche Verständigung massiv beeinträchtigt. Dies ist aber nicht der Fall. In der auf das Sorites-Paradox fokussierten Debatte gerät leicht in Vergessenheit, dass natürliche Sprachen nicht erfunden wurden, sondern sich unter evolutionärem Druck entwickelt haben und dass Vagheit deshalb plausiblerweise neben Nachteilen auch Vorteile für die Kommunikation bieten muss.

Die beiden Pole der Debatte über den Wert der Vagheit lassen sich durch Gottlob Frege und Ludwig Wittgenstein illustrieren. Frege fordert, Begriffe müssten »scharf begrenzt sein« und erläutert dies durch eine topographische Analogie:

»Einem unscharf begrenzten Begriffe würde ein Bezirk entsprechen, der nicht überall eine scharfe Grenzlinie hätte, sondern stellenweise ganz verschwimmend in die Umgebung überginge. Das wäre eigentlich gar kein Bezirk; und so wird ein unscharf definierter Begriff mit Unrecht Begriff genannt« (Frege 1903/1962, § 56).

Diese Auffassung hat Wittgenstein mit den rhetorischen Fragen gekontert:

»[I]st es sinnlos zu sagen: ›Halte dich ungefähr hier auf!‹? [...] Ja, kann man ein unscharfes Bild immer mit Vorteil durch ein scharfes ersetzen? Ist das unscharfe nicht oft gerade das, was wir brauchen?« (1960, § 71).

Dass wir es in der natürlichen Sprache nicht mit scharf begrenzten Wortbedeutungen zu tun haben, nimmt Wittgenstein als ein Faktum hin: »Wir kennen die Grenzen nicht, weil keine gezogen sind« (ebd., § 69), vielmehr ziehen *wir* die Grenzen so scharf oder unscharf wie für den jeweiligen Zweck erforderlich (vgl. §§ 68–79). Was dabei geschärft wird, ist allerdings nicht die lexikalische Bedeutung des Ausdrucks. Diese bleibt unverändert und steht in anderen Kontexten für andere Präzisierungen oder für gewollt

unscharfe Verwendungen zur Verfügung. Das Präzisieren gehört also zur Pragmatik oder zur pragmatischen Dimension der Semantik: Sprecher/innen bedienen sich der im Kontext angemessenen sprachlichen Mittel, um Gegenstände zu individualisieren, auf sie Bezug zu nehmen und von ihnen etwas auszusagen. Diese Leistungen erbringen die Sprecher/innen und nur mittelbar die verwendeten Wörter. Wie viele Sandkörner für einen Haufen erforderlich sind, wird durch das Prädikat ›Haufen‹ nicht festgelegt. Das Prädikat kann also sprachrichtig zur Bezeichnung von Ansammlungen verschiedener Größe verwendet werden. Für den Kommunikationserfolg ist allein wichtig, dass der Sprecher die Hörer erkennen lässt, auf welchen Gegenstand er sich beziehen und was er von ihm aussagen wollte.

Es wäre äußerst unpraktisch, wenn das Prädikat ›Haufen‹ eine bestimmte Anzahl von Elementen festlegte. Noch unpraktischer wäre es, für jede mögliche Anzahl einen eigenen Ausdruck zu haben, denn dies würde das Lexikon aufblähen und die Wahrnehmungs- und Erinnerungsfähigkeiten der Sprachbenutzer überfordern. Die *semantische Toleranz* vager Prädikate, d. h. der Umstand, dass ihr Zutreffen nicht mit minimalen Unterschieden im Gegenstandsbereich variiert, ist für natürliche Sprachen ein immenser Vorteil. Der Wert der Vagheit besteht darin, dass sie menschlichen Sprecher/innen mit begrenzten kognitiven Ressourcen eine zweckmäßige, effiziente und flexible Kommunikation ermöglicht (vgl. Kluck 2014).

Theorien der Vagheit

Die Vagheit zahlloser Ausdrücke der natürlichen Sprache ist ein unleugbares Phänomen. Sprachphilosophische Ansätze und Bedeutungstheorien, die dieses Phänomen marginalisieren oder theoretisch nicht ernst nehmen, sind deskriptiv inadäquat. In der Sprachphilosophie wird Vagheit als Herausforderung für die Entwicklung einer systematischen Bedeutungstheorie begriffen. In der umfangreichen Forschungsliteratur werden die semantischen, logischen, pragmatischen, epistemischen und metaphysischen Aspekte des Phänomens erörtert. Es ist eine Reihe von elaborierten *Theorien* der Vagheit entwickelt worden, die sich insbesondere der Herausforderung widmen, das Sorites-Paradox aufzulösen, also zu zeigen, was am Haufenschluss fehlerhaft ist (für einen Überblick vgl. etwa Keefe 2000; Walter 2005; Schöne 2011; Hyde

2014; Sorensen 2016). Die wichtigsten fünf Theorienfamilien sind diese:

Gradualistische Theorien geben das Bivalenzprinzip auf (s. Kap. 48, 49) und modellieren Vagheit durch die Annahme von Graden des Zutreffens von Prädikaten oder des Wahrseins von Aussagen. Während dreiwertige Logiken, die den dritten Wahrheitswert ›unbestimmt‹ einführen, nur die Dreiteilung von positiver Extension, negativer Extension und Grauzone modellieren, nehmen unendlichwertige Logiken beliebig fein abgestufte Zutreffensgrade an. Das bekannteste Beispiel ist die von Lotfi A. Zadeh 1965 vorgeschlagene *fuzzy logic*. Der größte Nachteil dieser Theorien ist, dass fein abgestufte Wahrheitswertzuweisungen eine Scheingenauigkeit erzeugen, insofern sie Unterschiede annehmen, zu denen es keine entsprechend fein individuierten Sprecherüberzeugungen und -absichten gibt. Manfred Pinkal nennt dies das »Problem der intuitiv unhaltbaren Überpräzisierung«: »Wie soll man entscheiden, ob ein bestimmter [...] Satz 0.72 oder 0.73 oder auch 0.82 ›wahr ist?« (Pinkal 1985, 133, 132).

Die *supervaluationistische* Theorie bewertet eine Aussage mehrfach hinsichtlich ihrer Wahrheit, nämlich in ihrer ursprünglichen Form und in einer präzisierten Interpretation. Supervaluationisten nehmen an, dass jeweils eine bestimmte Menge von Schärfungen eines Prädikats zulässig ist, quantifizieren über diese zulässigen Schärfungen und bezeichnen eine Aussage genau dann als wahr (auch: ›super-wahr‹), wenn sie in allen diesen geschärften Interpretationen wahr ist. Beispiel: Auch wenn das Wort ›Kind‹ keine scharfen Altersgrenzen zieht, wird mit dem Satz ›Caroline Kennedy war noch ein Kind, als ihr Vater ermordet wurde‹ klarerweise etwas Wahres gesagt. Hingegen fallen Aussagen über Grenzfälle, die unter einigen Präzisionen wahr, unter anderen falsch sind, nach supervaluationistischer Auffassung in eine Wahrheitswertlücke: Sie sind weder super-wahr noch super-falsch. Es liegt auf der Hand, dass auch der Supervaluationismus vom Problem der höherstufigen Vagheit betroffen ist: Er postuliert eine bestimmte Menge von zulässigen Präzisionen, aber wie soll man entscheiden, welche Präzisionen gerade noch zulässig sind und welche nicht mehr? Ein zweites Problem ist die Individuation des Wahrheitswertträgers: Wird wirklich dieselbe Proposition zweimal auf ihre Wahrheit hin beurteilt, einmal vor und einmal nach ihrer Schärfung, oder wird nicht vielmehr die Proposition durch eine andere ersetzt? Nimmt man Propositionen, also *Aussageinhalte*, als Wahrheitswertträger (s. Kap. 50) ernst,

so ist die Rede von ›unter bestimmten Präzisionen wahren Aussagen‹ schief und kritikbedürftig.

Dem *Kontextualismus* zufolge ist Vagheit eine bestimmte Form von Kontextabhängigkeit. Standardbeispiele sind hinsichtsrelative Adjektive wie ›klein‹ und ›groß‹: Anna kann einen kleinen Hecht gefangen haben, der gleichwohl größer ist als jede Sardine. Die Frage, ob ein bestimmter Gegenstand klein oder groß sei, ergibt ohne einen Vergleichsstandard wenig Sinn. Dem Kontextualismus zufolge ist die Bedeutung vager Ausdrücke durch semantische Regeln unterbestimmt und wird erst durch die Berücksichtigung eines Vergleichsstandards oder anderer Kontextmerkmale spezifiziert. Der Kontextualismus wird in der Linguistik weithin vertreten und kann auch gut erklären, warum Vagheit selten den Verständigungserfolg gefährdet. Er trägt aber einem wesentlichen Unterscheid zwischen Vagheit und gewöhnlicher Kontextabhängigkeit nicht Rechnung: Vagheit verschwindet nicht, wenn man den Kontext konstant hält. Grenzfälle von ›rot‹, ›Sandhaufen‹ oder ›kleiner Hecht‹ können trotz Einbeziehung des Kontextes Grenzfälle bleiben, die sich sprachrichtig so oder anders klassifizieren lassen.

Der *epistemischen Auffassung* zufolge ist Vagheit eine Form von Unwissenheit: Vage Prädikate hätten durchaus scharf begrenzte Bedeutungen, die wir aber nicht kennen. Sprecher seien unfähig, die scharfen Zutreffensgrenzen der Ausdrücke ihrer Sprache zu identifizieren. Nach Timothy Williamson, dem Hauptvertreter der epistemischen Theorie, wird die Bedeutung eines Ausdrucks durch die Gesamtheit der bisherigen Verwendungen festgelegt (›Bedeutung superveniert auf Gebrauch‹), aber aufgrund der Vielfalt und Komplexität des Gebrauchs auf eine für die Sprecher/innen nicht durchschaubare Weise. Die epistemische Auffassung der Vagheit bewahrt die Bivalenz und löst das Soritesparadox auf, allerdings um den hohen Preis einer eigenwilligen Umdefinition des Phänomens: Üblicherweise wird semantische Vagheit gerade dadurch *definiert*, dass des Sprechers Unsicherheit »whether to apply the expression or to withhold it [...] is not due to ignorance of the facts« (Grice 1989, 177). Die Behauptung erscheint nachgerade abwegig, dass Randbereichunschärfe nur ein auf mangelnder Kenntnis beruhender Schein sei, der im Prinzip durch Wissenszuwachs behebbar wäre. Plausibler erscheint das oben erwähnte Fazit Wittgensteins (1960, § 69), dass wir die Grenzen nicht kennen, »weil keine gezogen sind«. Man kann noch so viel über die Physik der Farben, über die Physiologie und Psychologie der Farbwahr-

nehmung und über vergangenen Sprachgebrauch forschten und wird dadurch nicht herausbekommen, wo die Grenzen zwischen Rot, Orange und Gelb ›wirklich‹ liegen: »Borderline cases are inquiry resistant« (Sorensen 2016, § 1).

Nihilistischen und *inkohärentistischen* Auffassungen zufolge gibt es am Sorites-Paradox nichts zu reparieren. Die Konklusion eines Sorites-Schlusses widerspricht dem Alltagsverstand, aber diese Spannung ist eine unvermeidliche Konsequenz der Tatsache, dass vage Begriffe widersprüchlich und daher leer sind. Das Sorites-Paradox bringt diese Widersprüche lediglich ans Licht (vgl. Williamson 1994, 165–184). Inkohärentistische Positionen können sich auf Freges Auffassung berufen, dass unscharf begrenzte Begriffe ihren Namen nicht verdienen und dass sich auf solche »begriffsartigen Bildungen« die logischen Gesetze überhaupt nicht anwenden ließen (vgl. Frege 1903/1962, § 56). Dass soritisches Schließen die Herleitung von Falschem aus Wahrem erlaubt oder zu erlauben scheint, zwingt nach Frege nicht etwa zur Revision des Bivalenzprinzips oder des *tertium non datur*, sondern zeigt an, dass vage Ausdrücke in logischen Schlüssen nichts zu suchen haben.

Der Nihilist Peter Unger argumentiert, dass es, anders als der Alltagsverstand annimmt, keine gewöhnlichen Einzeldinge wie Berge, Wolken oder Katzen gebe. Ungers Hauptbeispiel ist das einer einzelnen Wolke am Himmel. Ihre Ränder sind nicht scharf begrenzt; zeichnet man etwa auf einem hochaufgelösten Foto mit einer feinen Linie die Kontur nach, so sieht man, dass man die Kontur auch etwas anders hätte einzeichnen können. Je nachdem, wo man die Linie zieht, ergeben sich verschiedene Wolkenanwärter. Keiner dieser Anwärter kann mit größerem Recht als ›diese Wolke‹ gelten als einer der anderen. Wir können deshalb nach Unger die Konsequenz nicht abweisen, dass es sich um mehrere Wolken handelt, die einander größtenteils überlappen. Dies aber ist ein Widerspruch zur Ausgangsannahme, dass genau eine Wolke am Himmel steht.

Ungers Argument funktioniert auch mit Bergen, Katzen oder Tischen, denn alle diese Dinge sind Partikelschwärme. Die Parallele zum Sorites-Räsonnement liegt auf der Hand: Weil die Tischzugehörigkeit einzelner Atome an der Tischoberfläche unklar ist, ist auch ein um ein Atom verminderter Tisch noch ein Tisch, ein um zwei Atome verminderter ebenfalls, und so weiter *ad absurdum*. Das »problem of the many« (Unger 1980) bringe ans Licht, dass unsere Begriffe gewöhnlicher makroskopischer Einzeldinge

aufgrund ihrer Vagheit widersprüchliche Anforderungen enthalten: Wir nehmen an, dass wir es mit *einer* Wolke zu tun haben, sind aber zu dem Zugeständnis gezwungen, dass es mehrere sind. Widersprüchliche Begriffe sind leer, deshalb schließt Unger auf die nihilistische Konsequenz, dass es keine gewöhnlichen physischen Dinge gebe. Es mag atomare Objekte geben, aber keine zusammengesetzten.

Inkohärentistische und nihilistische Positionen sind wesentlich destruktiv und enthalten keine attraktive positive Doktrin. Man versteht sie am besten als eine *reductio ad absurdum* der harmonistischen Alternativauffassungen, die das Phänomen der Vagheit für mit dem Alltagsverstand und unserer Alltagsontologie vereinbar halten.

Mit Ungers Nihilismus ist der Übergang vom sprachphilosophischen auf metaphysisches Terrain vorbereitet.

Gibt es metaphysische Vagheit?

Ob Vagheit als Eigenschaft sprachlicher Ausdrücke mit Rekurs auf eine Unbestimmtheit in den Dingen selbst erklärt werden kann, ist hochumstritten, ebenso die Frage, ob es *zusätzlich* zur semantischen Vagheit noch eine ›ontische‹ oder ›metaphysische‹ Art von Vagheit gibt. Die Mehrheit der Debattenteilnehmer lehnen beide Vorstellungen ab. Gareth Evans hat 1985 ein vieldiskutiertes Argument gegen die Annahme ›vager Gegenstände‹ vorgelegt, das über eine *reductio ad absurdum* des Begriffs der vagen Identität funktioniert. Metaphysische Vagheitsauffassungen müssen aber nicht annehmen, dass vage Objekte vage Identität implizieren, was immer das heißen mag. Die Logik von Identitätsaussagen ist ja ziemlich einfach: Jeder Gegenstand ist mit sich selbst identisch, keiner mit irgendeinem anderen (s. Kap. 30).

Von ›ontischer‹ oder ›metaphysischer Vagheit‹ und von ›vagen Gegenständen‹ zu sprechen klingt in den Ohren vieler Philosoph/innen nach einem Kategorienfehler. Dies hat unter anderem Michael Dummett angemerkt: »the notion that things might actually be vague, as well as being vaguely described, is not properly intelligible« (Dummett 1975/1997, 111). Das Wort ›Vagheit‹ scheint semantisch besetzt zu sein: Nach seiner Standardbedeutung ist es für die Beziehung von etwas Repräsentierendem zu etwas Repräsentiertem reserviert. Ein sprachlicher Ausdruck kann einen Gegenstand vage beschreiben, aber der Gegenstand selbst kann weder vage noch exakt sein

(vgl. Russell 1923, 85). Ändert man die Terminologie, so verschwindet der Anschein der kategorialen Absurdität: Gegenstände können durchaus *unscharfe Ränder* haben. In vielen Fällen scheinen den Zutreffensgrenzen randbereichunscharfer Prädikate unscharfe räumliche oder zeitliche Grenzen der betreffenden Gegenstände zu entsprechen. Das Wort ›unscharf‹ lässt sich, anders als ›vage‹, sowohl repräsentational als auch nichtrepräsentational verwenden. Ein unscharfes Foto lässt vorhandene Details unabhgebildet, eine unscharfe Beschreibung lässt sie unbeschrieben. Dahingegen ist der Rand einer Wolke tatsächlich verschwommen, der einer Wiese tatsächlich ausgefranst. Es gibt in der Natur *kontinuierliche Übergänge* im handfesten physikalischen Sinn. Wolken sind Schwärme kondensierter Wassertröpfchen, deren Dichte zum Rande der Wolke hin abnimmt. Freilich ist der sprachliche Ausdruck ›Wolke‹ auch semantisch vage, aber der basale Sachverhalt ist kein semantischer. Die tatsächliche Verteilung von Wassertröpfchen in der Raumzeit und die Beschaffenheit von mehr oder weniger wolkenartigen Ballungen sind nicht davon abhängig, was wir über sie sagen.

Natürliche Kontinuitäten gibt es auch bei der Dynamik von Veränderungen. Abgrenzungsprobleme können sich ja in dynamischer und in statischer Hinsicht stellen. In statischer Hinsicht betreffen sie die Aufteilung der Welt in einzelne Klassen und Elemente, also die Individuation und die Klassifikation von Gegenständen. In dynamischer Hinsicht betreffen sie Grenzziehungen in zeitlichen Verläufen. Ein Beispiel ist die Frage, wann ein menschliches Leben beginnt und endet. In früheren Zeiten haben uns die Geburt und der letzte Atemzug als Einschnitte ausgereicht, heute sieht man genauer hin und findet keine scharfen Grenzen mehr. Biologisch ist das Sterben eines Lebewesens ein Prozess, der im unwiderruflichen Tod endet, aber keinen sekundengenauen Einschnitt kennt, den man als Kriterium nutzen könnte. Dem naturphilosophischen *Kontinuitätsprinzip* zufolge geschehen alle Veränderungen in der Natur in infinitesimal kleinen Zwischenstufen, die ›Stufen‹ zu nennen strenggenommen schon irreführend ist, denn die Natur macht keine Sprünge (*natura non facit saltus*). Ob das Kontinuitätsprinzip *ad infinitum* gilt, ist bekanntlich in der Physik umstritten, vielleicht macht die Natur im subatomaren Bereich doch Sprünge. Solange wir uns im Bereich mittlerer Dimensionen bewegen und die Vagheit unserer gewöhnlichen Gegenstandsbegriffe untersuchen, können wir diese Frage auf sich beruhen lassen.

Die Frage nach der ›Quelle‹ der Vagheit

Die Preisfrage ist nun, wie sich die beiden Phänomene, das semantische Phänomen der randbereichunscharfen Prädikate und das nichtsemantische Phänomen unscharf begrenzter Gegenstände, zueinander verhalten. Aus einer naturphilosophischen Perspektive könnte man semantische Vagheit als Reflex natürlicher Kontinuitäten ansehen. In einer Lego-Welt, in der alle Gegenstände einfache geometrische Formen und scharfe Kanten hätten und überdies in eine überschaubare Menge vorgegebener Klassen fielen, gäbe es weniger Abgrenzungsprobleme als in unserer Welt, in der Berge erodieren, Wolken ihre Form ändern und sich wieder auflösen, Katzen Haare verlieren und Lebewesen im steten Stoffwechsel mit ihrer Umgebung stehen.

Die Gegner/innen metaphysischer Vagheitsauffassungen können wie folgt argumentieren: Die fraglichen unscharf begrenzten Gegenstände wie Wolken, Menschen oder Berge sind jeweils schon sprachlich klassifizierte. Die angebliche räumliche Unbestimmtheit beispielsweise des Mount Everest habe deshalb ihren wahren Grund in einem semantischen Phänomen, nämlich in der Vagheit des Prädikats ›Berg‹:

»Everest may have fuzzy spatial boundaries; but it does not follow that Everest is a vague object. It is open to us to identify the ultimate source of Everest's fuzzy boundaries as our vague sortal, *mountain*. The vagueness of this concept implies that, in general, it is vague where a mountain ends and a valley begins« (Garrett 1991, 350).

Nach dieser Auffassung sollte es stets möglich sein, die Rede von unscharf begrenzten Gegenständen in ein semantisches Idiom zurückzuübersetzen: Dass ein mithilfe eines Sortalausdrucks individuierter Gegenstand unscharf begrenzt ist, gehe letztlich darauf zurück (*ultimate source*), dass der entsprechende Ausdruck eine vage Intension und infolgedessen eine unklar begrenzte Extension hat. Das Prädikat ›Berg‹ spezifiziert unter anderem keinen minimalen Neigungswinkel, der den Fuß des Berges gegen das umliegende Gelände abgrenzt. Deshalb ordnet es der Klasse der Berge nicht eindeutig eine Zahl von Elementen zu und lässt auch bei der Individuation eines einzelnen Berges dessen räumliche Grenzen unbestimmt.

Entscheidend für Garretts Überlegung ist, dass ›Berg‹ ein *sortales* Prädikat ist. In der Linguistik hei-

ßen Sortalausdrücke *Individuativa*, im Unterschied zu *Kontinuativa*, die ungeformte *Massen* wie Sand oder Wasser bezeichnen. Mit Sortalausdrücken werden aus dem raumzeitlichen Kontinuum keine amorphen Klumpen oder verstreuten Aggregate herausgegriffen, sondern in spezifischer Weise geformte Portionen, beispielsweise berg-, menschen- oder kaninchenförmige. Wer den Sortalausdruck ›Kaninchen‹ beherrscht, kennt die artspezifische Form des Kaninchens und kann deshalb angeben, wo ein bestimmtes Kaninchen aufhört und wo der Rest der Welt anfängt.

Im Unterschied zu ›Kaninchen‹ und ›Berg‹ ist ›Gegenstand‹ kein Sortalausdruck. Gegenstände als solche haben keine bestimmte Form und lassen sich nicht zählen. Die Unterscheidung zwischen sortal bestimmten und nicht sortal bestimmten Gegenständen enthält den oft übersehenen Schlüssel zur Entschärfung des Streits zwischen den Verfechtern und den Kritikern der Idee einer ›ontologischen Vagheit oder Unbestimmtheit (vgl. Keil 2013). Ob ein Abgrenzungsproblem ontologischer oder semantischer Natur ist, hängt vom zugrunde gelegten Ontologietyp ab. In einer *sortalen Ontologie* wie der aristotelischen Substanzontologie (s. Kap. 15) sind alle Einzelsubstanzen sortal bestimmt: Die Welt des Konkreten besteht aus Kaninchen, Bergen, Menschen, Planeten und vielen anderen Einzeldingen wohlbestimmter Arten. Aus Sicht einer *nichtsortalen* Ontologie ist die raumzeitliche Welt auch dann gefüllt, wenn Gegenstände nicht zu sortal bestimmten Arten gehören. So ist die basale Kategorie der Ontologie W. V. O. Quines die des *physical object*, das Quine als beliebigen materiellen Inhalt eines Raumzeitgebiets auffasst (s. Kap. 15). Weil ein physischer Gegenstand als solcher keine artspezifische Form hat, kann es über seine Grenzen nicht zum Streit kommen. Anders als Kaninchen oder Berge haben physische Gegenstände kristallklare Identitätsbedingungen, nämlich raumzeitliche: Man greife mithilfe von Koordinaten eine beliebige Materieportion aus der Raumzeit heraus und hat damit unfehlbar einen physischen Gegenstand herausgegriffen, nämlich den exakt in diese Koordinaten eingeschlossenen. Das *problem of the many* stellt sich für solche Gegenstände nicht, weil jeder beliebige mehr oder weniger überlappende Alternativkandidat definitionsgemäß wiederum ein physischer Gegenstand ist, eben ein beliebiger Inhalt eines Raumzeitgebiets. (Ob er als ein *anderer* Gegenstand zählt, hängt davon ab, ob man einander überlappende bzw. durch Teil/Ganzes-Beziehungen verbundene Gegenstände zulässt oder nicht; s. Kap. 36, 37).

Bei sortal bestimmten Gegenständen verhält es sich anders. Beliebige Teile oder Summen von Kaninchen sind nicht wiederum Kaninchen. Ein halbes Kaninchen ist keines mehr, sondern eine Kaninchenhälfte. Außerdem können Kaninchen den Verlust oder Austausch von Teilen überleben: Das um ein Haarbüschel verminderte Kaninchen Bugs Bunny wäre schlicht Bugs Bunny und nicht etwa ein zweiter, mit ihm konkurrierender Kandidat dafür, Bugs Bunny zu sein. Semantisch ausgedrückt: Der Sortalausdruck ›Kaninchen‹ legt die artspezifische Form von Kaninchen und *a fortiori* die akzidentelle Beschaffenheit eines einzelnen Kaninchens nicht so präzise fest, dass ein etwas kleinerer oder größerer oder anderweitig minimal verschiedener Gegenstand nicht ebenfalls als das betreffende Kaninchen zählen könnte.

Nun ist unsere Alltagsontologie eine sortale, also eine, für die sich nichttriviale Abgrenzungsprobleme stellen. In dieser Hinsicht sind wir alle geborene oder gelernte Aristoteliker. Für sortal bestimmte Gegenstände ist Garretts Frage nach der *ultimate source* ihrer unscharfen Grenzen noch offen. Hat die Unschärfe einen semantischen oder einen ontologischen Grund? Bezeichnet der singuläre Term ›Mount Everest‹ einen unscharf begrenzten Gegenstand oder haben wir Sprecher, wie David Lewis (1993/1999, 169) meint, uns bloß nicht die Mühe gemacht zu entscheiden, auf welchen der vielen präzise lokalisierten Kandidaten der Ausdruck zutrifft?

Es ist alles andere als klar, dass dies gute Fragen sind. Insbesondere die Frage, ob die ›Quelle‹ der Unbestimmtheit in unseren sprachlichen Klassifikationen oder in der Welt liegt, ist krude. Dies wird deutlich, wenn wir die Sprache als ein *Werkzeug* statt als ein passives Repräsentationsmedium betrachten. Vergleichen wir das Bezugnehmen auf Gegenstände mit dem Herausgreifen mithilfe eines Greifwerkzeugs: Mit einer Zuckerrange lässt sich perfekt Würfelzucker greifen. Wenn man mit derselben Zange Puderzucker zu greifen versucht und der Erfolg ausbleibt, woran liegt es dann, an der Zange oder am Zucker? So etwa nimmt sich die undialektische Frage aus, ob die Quelle der Vagheit in der Sprache oder in der Welt liegt.

Weiterführende Literatur

- Graff, Delia/Williamson, Timothy (Hg.): *Vagueness*. Aldershot 2002.
 Keefe, Rosanna: *Theories of Vagueness*. Cambridge 2000.
 Keil, Geert (Hg.): *Vagueness and Ontology*. Sonderheft von *Metaphysica*. Heidelberg 2013.
 Sorensen, Roy: *Vagueness*. In: Edward N. Zalta (Hg.): *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Spring 2016 Edition),

<http://plato.stanford.edu/archives/spr2016/entries/vagueness/> (28.9.2016).

Walter, Sven (Hg.): *Vagheit*. Paderborn 2005.

Literatur

- Dummett, Michael: Wang's paradox [1975]. In: Rosanna Keefe/Peter Smith (Hg.): *Vagueness: A Reader*. Cambridge 1997, 99–118.
- Evans, Gareth: Can there be vague objects? In: *Analysis* 38/4 (1978), 208.
- Frege, Gottlob: *Grundgesetze der Arithmetik II* [1903]. Hildesheim 1962.
- Garrett, Brian: Vague identity and vague objects. In: *Noûs* 25/3 (1991), 341–351.
- Grice, H. Paul: *Studies in the Way of Words*. Cambridge MA 1989.
- Hyde, Dominic: Sorites Paradox. In: Edward N. Zalta (Hg.): *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Winter 2014 Edition), <http://plato.stanford.edu/archives/win2014/entries/sorites-paradox/> (28.9.2016).
- Keefe, Rosanna: *Theories of Vagueness*. Cambridge 2000.
- Keefe, Rosanna/Smith, Peter (Hg.): *Vagueness: A Reader*. Cambridge 1997.
- Keil, Geert: Introduction: Vagueness and ontology. In: *Metaphysica* 14 (2013), 149–164.
- Kluck, Nora: *Der Wert der Vagheit*. Berlin 2014.
- Lewis, David: Many, but almost one [1993]. In: Ders.: *Papers in Metaphysics and Epistemology*. Cambridge 1999, 164–182.
- Pinkal, Manfred: *Logik und Lexikon: Die Semantik des Unbestimmten*. Berlin 1985.
- Raffman, Diana: Vagueness without paradox. In: *The Philosophical Review* 103/1 (1994), 41–74.
- Raffman, Diana: *Unruly Words: A Study of Vague Language*. Oxford 2014.
- Russell, Bertrand: Vagueness. In: *Australasian Journal of Philosophy and Psychology* 1/2 (1923), 84–92.
- Sainsbury, R. Mark: Why the world cannot be vague. In: *Southern Journal of Philosophy* 33 (Suppl.) (1994), 63–81.
- Schöne, Tim: *Was Vagheit ist*. Paderborn 2011.
- Sorensen, Roy: Vagueness. In: Edward N. Zalta (Hg.): *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Spring 2016 Edition), <http://plato.stanford.edu/archives/spr2016/entries/vagueness/> (28.9.2016).
- Unger, Peter: The problem of the many. In: *Midwest Studies in Philosophy* 5/1 (1980), 411–467.
- Walter, Sven (Hg.): *Vagheit*. Paderborn 2005.
- Williamson, Timothy: *Vagueness*. London 1994.
- Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen* [1953]. Frankfurt a. M. 1960.

Geert Keil